

Literarisch-Musikalischer Teil

Hermann Sudermann

Zu seinem siebzigsten Geburtstag am 30. September

Von Friedrich Rosenthal

Zur Sudermann-Feier am Donnerstag, den 6. Oktober

Am 27. November 1889 wurde am Berliner Lesing-Theater das unbekannte Schauspiel eines ebenso unbekanntem Autors zum erstenmale aufgeführt. Er hieß Hermann Sudermann und nur ganz wenige wußten, daß er aus Ostpreußen, schon hart an den Grenzen des Slawentums stammte, von dort als junger Student nach Berlin gekommen war, zuletzt ein kleines Volksblatt für die liberale Partei redigierte und sich vorher durch Stundengeben mühsam und kümmerlich durchs Leben geschlagen hatte. Daß er Hauslehrer bei Hans Hopfen, dem bekannten Lyriker und Satiriker gewesen, schien bisher seine einzige Beziehung zur schönen Literatur.

Sein neues Schauspiel aber, das an jenem denkwürdigen Abend einen ebenso denkwürdigen Erfolg errang, stellte ihn mit einmal in den Brennpunkt des künstlerischen Lebens. Es war eine Zeit gewaltiger geistiger Gärungen, und aus allen Teilen Europas, aus Skandinavien, Rußland und Frankreich, hatten sich die reißenden Sturzbäche revolutionärer Menschenbetrachtung, -schilderung und -erkenntnis über das neue, mächtig pulsierende Deutschland ergossen.

An jenem Vorabend der literarischen Revolution, welche die junge Epoche des Naturalismus begründen und durchsetzen sollte, erschien jenes Schauspiel des neuen Dramatikers, welches „Die Ehre“ hieß.

Schon der Titel kündigte soziale Gesellschaftskritik an und der Inhalt hielt reichlich, was die Aufschrift versprach. Es wetterleuchtete in allen Fugen des dramatischen Baues; leise Donner, die sich immer mehr verstärkten, rollten drohend heran und schließlich standen in gewaltiger Entladung die Menschen, ihre vermorschten Ordnungen und faulen Konventionen im hellen Widerschein der um sie prasselnden und züngelnden Flammen. An diesem Abend, der eine Entscheidungsschlacht des modernen Theaters bedeutete und seit damals historisch fixiert ist, unterschied noch niemand genau, was an der überraschenden Explosion elementar und was nur Theaterzauber war. Die Entwicklung des jungen Dichters, seines eigenen Werkes und die der neuen Epoche konnte an diesem brillanten Feuerwerk noch niemand hinlänglich erkennen.

Die Scheite zum reinigenden Brande einer sittlich verkommenen Welt waren richtig geschichtet. Die Motive, welche den Brennstoff bildeten, schienen so ergiebig wie gierig empfangender Zunder und zwischen Vorderhaus und Hinterhaus, zwischen hoch- und kleinbürgerlichen Eltern und ihren aufrührerischen Kindern öffneten sich echte und tiefe Abgründe der Entzweiung und Entfremdung.

Diese Note der Stoffwahl, des Milieus und der dramatischen Gegensätze blieb dem Dichter bis auf weiteres erhalten und muß heute in der Rückschau auf

ein langes, erfolgreiches Leben als seine besondere, auffälligste Marke gelten. Die Jahre scheiden auch reinlich, was damals wahllos in einen Topf geworfen wurde und ergeben die längst geahnte Tatsache, daß Sudermann nie ein wirklicher Naturalist gewesen wie der junge Gerhart Hauptmann, daß er bei der Konstituierung des revolutionären Literaturkonvents stets in der gemäßigten Mitte saß und daß er von den Franzosen gelernt hatte, die Wahrheit könne und dürfe auf dem Theater nie absolut sein, sondern es müsse ihr stets ein genügendes Element des „schönen Scheins“ beigemischt werden. Diese Theorie, welche Beschönigungen und Opfer um äußerer Wirkung willen nicht verschmäht, hat Sudermann zahlreiche Widersacher und Feinde geschaffen und ihm jene heftig bestrittene Stellung und Geltung eingetragen, die sein 70. Geburtstag hoffentlich ins richtige, versöhnliche Licht rücken wird. Unter den schöpferischen deutschen Gestalten, die an dem beständigen Zwiespalt zwischen äußerem Erfolg und geistigem Ruhm, zwischen laienhafter Popularität und fachmännischer Bewertung leiden, steht Sudermann in erster, nie verlassener Reihe.

Die Gefolgschaft des breiten Publikums blieb ihm durch Jahrzehnte treu — trotz mancher wechselnder Eindrücke und Wirkungen seines dramatischen wie epischen Werkes. Sudermanns Lebensgeschichte, die ganz arm an erregenden äußeren Ereignissen ist, ja nicht einmal durch die Unruhe weiter Reisen und Abenteuer bewegt wird, bildet aber ein gewaltiges Stück deutscher Bühnengeschichte. Theatererfolg in weiten, sich kräftig ausladenden Massen ist immer auch ein Erfolg der Schauspieler, ihrer guten Rollen und ihrer ebenbürtigen guten Leistungen. An Sudermann hat dies die ganze europäische — nicht nur die deutsche — Schauspielkunst seit 1890 andauernd erfahren und sie ist ihm dadurch zu lebhaftem Dank verpflichtet. Neben unvergeßlichen deutschen Erinnerungen, wie sie besonders die kürzlich verstorbene Agnes Sorma, dann Stella Hohenfels, Adele Sandrock, Josef Kainz und Friedrich Mitterwurzer heraufbeschwören, steht der teure Schatten Eleonora Duses als wiederkehrende Magda in jener „Heimat“, die wieder den alten Familienkonflikt aufrührt und die weite, immer größer werdende Kluft zwischen Eltern und Kindern öffnet.

Jener Klang des Ruhmes, jener Abglanz der Erinnerung, der um den Stüctitel „Heimat“ schwingt und unauslöschlich gebreitet ist, lagert beinahe um jedes Sudermann'sche Werk und sein Theaterschicksal. Mehr als ein paar Namen und Begriffe sind hier nicht anzuschlagen, aber sie scheinen mit so viel Vergangenheit gefüllt, daß dies lange Leben des Dichters

— daran gemessen — beinahe kurz anmutet. „Sodoms Ende“ erweckt Erinnerungen an gefürchtete Skandale und stürmische Bühnensensationen. Die „Schmetterlingsschlacht“ — in Berlin durchgefallen, in Wien jubelnd aufgenommen — hat noch immer das bunte und gefällige Leben ihrer guten Rollen. Im „Glück im Winkel“ tauchen inmitten der bisherigen französischen Technik und der berlinischen Betrachtungssphäre skandinavische Farben auf und ein heller Widerschein der Ibsen-Welt strahlt herein. Nun aber treibt es den Rastlosen, unermüdlich und schnell Schaffenden zu einer Erweiterung seiner Horizonte, zu einer Eroberung neuer Bereiche. Er bemächtigt sich des Historischen, Phantastischen, Biblischen. Es entstehen „Morituri“, der eigentümliche, durch eine Idee verbundene Einakterzyklus, eine neue dramatische Abart auf dem deutschen Theater; „Johannes“, das Drama des Vorläufers Christi, das sich neben Hebbels Herodes und Wildes Salome stellt. Und schließlich treibt das innere Bedürfnis nach dichterischer Auseinandersetzung mit Menschheit und Welt den Ringenden ganz nach dem Muster von Hauptmanns „Versunkener Glocke“ zum Märchendrama, zu den „Drei Reiherfedern“, seinem vielleicht erdfenstersten, darum poetischsten Werke. Dann wieder reißt ihn modernes Leben, unmittelbar nahe Wirklichkeit zurück. Nach Ostpreußen, ins Heimatland des „Johannisfeuer“, dort, wo er am meisten und stärksten zu Hause ist, und wo auch seine „Litauischen Geschichten“ spielen, darin der Theatergeübte, Weltgewandte, oft Überraschende ganz schlicht, leise und beinahe kindlich wird.

Sonst aber fängt ihn das verwirrende Berliner Leben, das hohe und das ganz niedrige — immer mehr ein. „Es lebe das Leben“ entsteht und das „Blumenboot“, denen als proletarisches Gegenstück „Stein unter Steinen“ sich zugesellt, das den Blick in die dumpfe Welt der Sträflinge und ihrer unverwischbaren Vergangenheit öffnet. So in stetem Wechsel der Stoffe und Milieus wandelt er weiter. Und nach altgermanischer Historie, Berliner Tiergartenboudoirs und ostpreußischen Herrenhaus-Irrungen und -Wirrungen landet er über manche Berührung des Krieges und seiner Menschenumwertung hinweg wieder in seiner reinsten Sphäre — bei den kleinen Leuten und Schicksalen seiner Heimat. Dieser „Hasenfellhändler“, sein jüngstes, letztes Stück, das er so ängstlich hütete, ergreift schon als reines Zeugnis mühsam erkämpften Sichwiederfindens aus den Lockungen und Verschlingungen hohler und falscher Welt.

Der Erzähler Sudermann — jahrelang der be-

liebteste unter allen deutschen — ist ihr glücklicher entwichen als der Dramatiker, den das Theater narrotisch umnebelte. Seit „Frau Sorge“, dem „Katzensteg“ und „Es war“, den großen Erfolgen seiner Jugend und seines Aufstiegs, hat Sudermann auf diesem Gebiet mit Glück und Gelingen die alte und echte Haltung bewahrt. Die Lust des Erzählens ist ihm nie ganz abhanden gekommen und er selbst bringt sich als Geburtstagsgabe einen neuen Roman: „Die Frau des Steffen Tromholt“.

Dieser unermüdliche, unbeugsame Siebziger ist — eine echte Ostpreußennatur — literarisch nur schwer zu fassen und auf einen bequemen Nenner zu bringen, es sei denn, man tue ihn — wie beliebt und oft geübt — mit einer geringschätzigen Geste ab. Wie töricht aber, da doch der Stoff seines Werkes und so manches von dessen Technik und Form in vielen Schöpfungen moderner Literatur, bei Epikern und Dramatikern weiterlebt oder zumindest geheimnisvoll eingenistet, weitergeistert! Das Wallenstein-Wort, daß sein Charakterbild, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, in der Geschichte schwanke, sagt heute nicht mehr viel. Einmal, als er dicht und scheinbar dauernd an Hauptmann geknüpft schien, stets und unausweichlich mit ihm verglichen wurde, als Deutschland durch diese zwei Feldrufe wie einst durch „Hie Wolf“, „Hie Waiblingen“ literarisch zerspalten schien, konnte man sich bei dem herrlichen Goethe-Ausspruch beruhigen, der jener deutschen Vergleichsmanie in Beziehung auf ihn und Schiller galt: „Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich. Und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können.“ Das geht nun in dieser Form der Zusammengehörigkeit auch nicht mehr, weil es durch die ganze menschliche, literarische und soziale Entwicklung der letzten Jahrzehnte gründlich auseinandergerissen wurde. Aber brauchen wir denn immer und immer das Paarweise oder die Gruppe, den Kreis, die Mode und Clique? — Keineswegs! Dieser Siebziger steht ruhig für sich, fest und noch ragend wie die Natur, die ihn schuf, wie das Land, dem er entstammt. Mit allen Fehlern und Schwächen, mit allen engen Menschlichkeiten, die zu jedem Dasein und zu jedem Werk gehören. Ob und um wie Vieles und Großes er die deutsche Literatur, das Theater, die Sprache gemehrt, das soll heute und hier gar nicht untersucht werden. Aber, daß es einen Zuwachs an Lebensfreude und Lebensfülle für Tausende bedeutet hat und heute noch bedeutet, ist jedenfalls unbestreitbar. Und das genügt.

Thaddäus Rittner

Von Univ.-Doz. Dr. Marianne Thalmann

Zur Aufführung am Samstag, den 8. Oktober

Thaddäus Rittner ist von jenem Österreichertum, das wir so gut wie nicht mehr kennen — ein Österreichertum, in dem die Kulturstimmen verschiedener Völker anklingen, ohne im Zusammenspiel den eigenen Ton zu verlieren. Auch Rittners Helden sind aus verlorenen Geschlechtern, mit denen wir fast nur mehr

wie in Bildern leben. Sie sind durch und durch un-amerikanische Menschen, die noch von zärtlichen und am Wege verweilenden Einfällen getrieben werden.

Rittner kennt noch die imaginären Reisenden, die im Dorfe draußen die Mandarine oder die kleine Meermuschel nachdenklich und aufgepeitscht betrach-